

dtv Taschenbücher

War Karl der Kahle wirklich kahl?

Historische Beinamen und was dahinter steckt

von
Reinhard Lebe

1. Auflage

War Karl der Kahle wirklich kahl? – Lebe

schnell und portofrei erhältlich bei beck-shop.de DIE FACHBUCHHANDLUNG

dtv München 2003

Verlag C.H. Beck im Internet:

www.beck.de

ISBN 978 3 423 30876 2

dtv

Karl der Kahle war wohl wirklich kahl. Auch im neunten Jahrhundert galt das nicht als Vorzug. Deshalb sah sich dieser Westfrankenkönig genötigt, ein entsprechendes Gedicht in Auftrag zu geben, in dem Kahlheit als eine besondere Auszeichnung des Schicksals gepriesen wurde. Diese Werbeschrift ist uns erhalten geblieben und ein Beleg dafür, daß man sich auf Werbung immer verlassen kann. Das Mittelalter liebte herrscherliche Beinamen. Sie dienten der besseren Unterscheidung – wer kam schon klar mit all den nummerierten Heinrichs usw.? – und konnten Respekt ausdrücken oder auch Spott und Häme. Sie hoben äußerliche Merkmale, Charaktereigenschaften oder biographische Fakten (etwa »der Gebissene«) hervor. Dies alles hat Reinhard Lebe höchst unterhaltsam erzählt und ausgeleuchtet.

Reinhard Lebe, geboren 1935 in Berlin, hat Geschichte, Germanistik und Theaterwissenschaft studiert und 1961 zum Dr. phil. promoviert. Von 1962 bis 1995 war er als Lektor und Verlagsleiter in verschiedenen deutschen Verlagen tätig; seither ist er freier Publizist. Veröffentlichungen u. a.: »Als Markus nach Venedig kam. Venezianische Geschichte im Zeichen des Markuslöwen« (1978) und »Ein Königreich als Mitgift. Heiratpolitik in der Geschichte« (1998; dtv 30792).

Reinhard Lebe

War Karl der Kahle wirklich kahl?

Historische Beinamen –
und was dahinter steckt

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Reinhard Lebe ist außerdem im
Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Ein Königreich als Mitgift.
Heiratspolitik in der Geschichte (dtv 30792)

Vom Autor durchgesehene Ausgabe

Oktober 1990

10. Auflage Juli 2004

© 1990 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

www.dtv.de

Erstveröffentlichung 1969 in der

Haude & Spenerschen Verlagsbuchhandlung GmbH, Berlin

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung unter Verwendung eines Kupferstiches von

© AKG, Berlin

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 3-423-30876-1

Inhalt

Einleitung	
Versuch einer kleinen Beinamenkunde	7
Schwertzeit, Beilzeit	
Harald Schönhaar und Eirik Blutaxt	15
Hammer und Michel	
Karl Martell (der Hammer)	18
Die pippinische Zeugung	
Pippin der Kleine	21
Der Philanthrop im Bade	
Ludwig der Fromme	25
Apologie der Glatze	
Karl der Kahle	27
Karolingerdämmerung	
Karl der Dicke, Karl der Einfältige ... und Hugo Capet	30
Lohn des Verzichts	
Alfons der Keusche	33
Der König aus dem Wunschkonzert	
Heinrich der Vogler	36
Ein Klassiker des Kidnapping	
Heinrich der Zänker	40
... schwankt sein Charakterbild in der Geschichte	
Boleslaw Chrobry (der Tapfere)	44
Plastische Piasten	
Boleslaw der Kühne, Boleslaw Schiefmund et cetera	47
Nach Engelland mit gewaltigem Heer	
Robert der Teufel, Eduard der Bekenner, Wilhelm der Eroberer und seine Söhne	50
An thüringischen Kaminen	
Ludwig der Springer und Ludwig der Eiserne	55
Buckel im Gemüt	
Gottfried der Höckrige	60
Variationen über eine Redensart	
Heinrich Jasomirgott	64
Rötlicher Schimmer	
Friedrich Barbarossa	67
Die Historia vom Hertzog zu Braunschweyg	
Heinrich der Löwe	70

Tatzenschläge	
Albrecht der Bär	74
Ritter ohne Furcht – mit Tadel	
Richard Löwenherz	77
Jeder Zoll kein König?	
Johann ohne Land	82
Die Flucht von der Wartburg	
Albrecht der Unartige und Friedrich der Gebissene . .	85
Zweifach verwundet	
Otto mit dem Pfeil	89
Dämonische Witwe	
Margarete Maultasch	92
Schwäbische Balladenkunde	
Eberhard der Greiner (der Rauschebart)	96
Der Mann, der Berlin verkaufte	
Otto der Faule	100
Der Tag der Rache	
Waldemar Atterdag	103
Wol gebutzt	
Stephan der Kneißel	107
Der König als Hofnarr	
Karl der Wahnsinnige	110
Das Ende einer Badesaison	
Philipp der Gute und Karl der Kühne	115
Die ungleichen Brüder	
Johann der Alchimist, Friedrich Eisenzahn, Albrecht Achilles und Friedrich der Fette	119
Bier und Rhetorik	
Johann Cicero	125
Die wandernde Leiche	
Johanna die Wahnsinnige und Philipp der Schöne . . .	127
Ein Kampf für Rom	
Maria die Blutige	131
Der (blut)rote Platz	
Iwan der Schreckliche	135
Herkules in Seide	
August der Starke	140
Postskriptum	145
Kleines Beinamenbrevier	146
Namenregister	154

Einleitung
Versuch einer kleinen Beinamenkunde

Ein Hauch von Ballade und Anekdote, von Bänkelsang und »Treppenwitz« umgibt sie stets, sie schmecken nach Nordwind, Heldenschweiß und fränkischem Wein – und nicht wenige sind vor allem drollig. Sie begegnen dem Leser auf Schritt und Tritt, und wer nur drei- oder viermal jährlich den ererbten Haus-Ploetz aufschlägt, wer im Geschichtsunterricht manchmal zugehört und später vielleicht zwei Geschichtsbücher und drei historische Romane gelesen hat, der kann ohne längeres Nachdenken ein gutes halbes Dutzend von ihnen hersagen: Friedrich Barbarossa, Heinrich der Löwe, Richard Löwenherz, Karl der Kühne, Iwan der Schreckliche und August der Starke sind – wie quasidemoskopische Recherchen des Verfassers ergeben haben – stets in der Spitzengruppe der geläufigen Fürstenbeinamen vertreten. Aber sie begegnen nicht nur auf Schritt und Tritt, sie sind den Leuten – auch dies das Ergebnis einer Umfrage – zugleich »irgendwie sympathisch«. Man »mag sie einfach«, weil sie »so plastisch« sind, weil man sie sich »so schön merken« kann und weil sie »manchmal so komisch« wirken. Sie sind die Lichtblicke aller Namenregister und Stammtafeln, Farbtupfen in genealogischer Einöde: die alten Könige, Herzöge und Grafen, die nicht bloß Albrecht, Friedrich, Heinrich, Johann, Karl, Otto und Wilhelm der Dritte, der Achte, der Dreizehnte et cetera heißen – sondern »der Unartige«, »der Einfältige«, »der Zänker«, »ohne Furcht«, »der Dicke«, »der Wahnsinnige«, »mit dem Pfeil«, »der Faule«, »Kurz hose«, »der Schöne«, »der Bär« ...

Die Potentaten mit der Apposition, mit dem Etikett, haben ihren bloß nummerierten Kollegen viel voraus. Der Beiname, auch wenn er despektierlich ist, hebt sie hervor und gibt ihnen ein erstes vages Profil. Herzog Heinrich der Zweite von Bayern – das ist, mit Goethe, Schall und Rauch; Hein-

rich der Zänker – das ist dagegen fast ein Denkmal. Zweifellos ein Kerl, der Haare auf den Zähnen hatte, eine historische Gestalt, von der man, jetzt mit Ranke, wissen möchte, »wie sie eigentlich gewesen« ist. Wie ist er zu seinem Beinamen gekommen? Welch ein Charakter, was für Taten, was für ein Schicksal verbergen sich hinter diesem Etikett? Es ist immer wieder erstaunlich, wie selten sich die Geschichtsschreiber darauf einlassen, ihren Lesern eine Erklärung zur Entstehung, zur Geschichte und zur Berechtigung der Beinamen zu geben. Sie nennen mit der größten Selbstverständlichkeit die überkommenen wunderlichen, kriminellen oder rätselhaften Beinamen, berichten mit dem abgeklärtesten Ernst von Heinrich Jasomirgott, von Karl dem Kahlen und Friedrich dem Gebissenen, ohne – wenigstens in einer Fußnote – auch nur einen Wink mitzuliefern, wie denn wohl dieser oder jener Beiname zustande gekommen ist und wie er zu seinem Träger gepaßt hat. Je häufiger sie von einem etikettierten Fürsten sprechen, desto beiläufiger, so scheint es, fließt ihnen auch die ungewöhnlichste Beifügung aus der Feder, desto mehr verbaut sich ihnen die natürliche, die naive Fragestellung: War denn nun Karl der Kahle wirklich kahl?

Natürlich findet sich in der unüberschaubar umfangreichen mediävistischen Spezialliteratur hier und da ein Aufsatz, eine Passage zur Geschichte einzelner Beinamen: Man ist mit gelehrter Akribie etwa der Frage nachgegangen, welcher Chronist mit welchem Motiv denn zuerst von *Karolus Martellus* (»dem Hammer«) gesprochen hat. Man hat sehr gründlich nachgewiesen, seit wann und aus welchem Grunde der Sachsenherzog Heinrich als »der Löwe« zu Buche steht ... Aber das sind weit entlegene Forschungsberichte, von Gelehrten für Gelehrte verfaßt, Schriften, die in Bibliotheken dauerhafter ruhen als Barbarossa im Kyffhäuser.

Die Geschichtsbücher aber, die benutzt werden, die Handbücher, die Standardwerke, die großen Überblicksdarstellungen – sie alle drücken sich in der Regel an einer Erklärung für die Beinamen vorbei.

Diese Ignoranz führt dazu, daß auch nachweislich unberechtigte Beinamen von Buch zu Buch, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weiterkolportiert werden. Hier und da hat zwar gelegentlich ein Historiker gegen den »Beinamenkram« aufgemuckt, häufiger aber ist eine Abart von Farbenblindheit:

Auch ein merkwürdiger Beiname stellt sich in der Zunft meist so grau und normal dar wie eine Ordnungszahl.

Gewiß, viele Beinamen scheinen für sich zu sprechen: Wenn da zum Beispiel ein Fürst »der Einäugige« benannt ist, dann stellt man sich unter bedenkenlosem Verzicht auf eine Quellenexegese vor, daß dieser Herr einst sein zweites Auge eingebüßt hat. Auch bei den zahlreichen »Bärtigen« unter den Beinamenträgern ist die Folgerung, daß sie einen Bart gehabt haben, sicherlich nicht zu kühn. So weit, so gut. Weshalb man aber – zum Beispiel – unter den nicht wenigen Balduinen von Flandern ausgerechnet Graf Balduin den Vierten »den Bärtigen« genannt hat, das zu klären kann schon wieder eine knifflige Sache sein. Hatten die übrigen Grafen, hatten die anderen Balduine keine Bärte? Hatte Balduin der Vierte einen besonders schönen, schwarzen, roten, langen oder gekräuselten Bart? War er vielleicht ein modebewußter Herr, der nach einer Ära des Rasiermessers als erster dem Dernier cri aus Paris folgte: Man trägt wieder Bart? Oder hat er sich vielleicht einer gegenläufigen Modeströmung als ein Konservativer entgegengestellt, der die »schmähliche Sitte französischer Unsittlichkeiten, das Scheren des Bartes« (so das Votum eines mittelalterlichen Abtes), nicht mitmachte? – Man sieht, sogar ein so häufiger und scheinbar eindeutiger Beiname kann kulturgeschichtlich sehr verschieden bedingt sein.

Wieviel komplizierter muß es (oder kann es) da erst sein, Beinamen wie zum Beispiel »der Greiner«, »der Freidige«, »Jasomirgott«, »der Einfältige«, »die Maultasche«, »der Schreckliche«, »der Kneißel«, »Klaftergriff«, »Atterdag«, auch »der Friedfertige« und »der Fromme« zu ergründen! – Ein Fürst, der sich als geschickter Taktiker mit dem Klerus gutstellte, konnte leicht als kirchenfreundlich und damit als »der Fromme« gelten. Tatsächlich hat es unter den »Frommen« ein paar üble Opportunisten gegeben. Mit den »Friedfertigen« und »Sanftmütigen« wird es sich hier und da ähnlich verhalten: Der in seinem Habitus Friedfertige steht neben dem intriganten Heuchler, der nur den unverhüllten Friedensbruch scheut; das Lamm neben dem Wolf im Lammfell. Und kann sich hinter einem »Einfältigen« nicht ebenso ein schlichter, gerader Mann wie ein regelrechter Trottel verbergen, hinter dem »Schrecklichen«, dem »Grausamen« nicht gleichermaßen ein Fürst der gnadenlosen

Staatsräson wie ein blutrünstiger Sadist? Wie verhält es sich mit der Bedeutung des Verbs »greinen« und des Adjektivs »freidig« im späten Mittelalter – und was in aller Welt ist ein »Kneißel«?

Häufig trügen die Beinamen: Zu den krassen Fällen in der Schar der einseitig euphemistisch oder gar widersinnig benannten Fürsten gehört beispielsweise König Johann »der Gute« von Frankreich. Diesem Fürsten haben beflissene Chronisten ein paar wirre Ideen von Ritterehre und seifenblasige Kreuzzugsträume zugutegehalten, obwohl Johanns nachweisliche Unfähigkeit und Verbohrtheit, seine sehr unrühmlichen Bluttaten weit eher einen rundherum negativen Beinamen verlangt hätten. Der Kandidat also, der im Examen mangels eigentlicher Kenntnisse eine ungefähre Charakteristik Johanns des Guten von seinem Beinamen herleiten würde, läge absolut falsch. Die Beinamen schillern mitunter, sind oft nur mit Vorsicht zu genießen. Ebensooft aber registrieren sie freilich ganz vordergründig die äußerliche Eigenart eines Fürsten, und nicht selten auch spiegeln sie – das sind die dankbarsten Sujets – ein ganzes Schicksal, berühren sie sich mit dem Plautus-Büchmann-Wort: »Nomen atque omen«. Hinter so manchem Beinamen steckt eine balladeske Geschichte oder sogar eine tragische Biographie.

Die Beinamen – vorübergehend nun in philologisch-namenkundlicher Sicht, wobei wir Adolf Bachs »Deutscher Namenkunde« folgen – dienen zunächst der Differenzierung, der besseren Unterscheidung zwischen diesem, jenem und einem dritten Karl. Aus Beinamen, die im nicht-fürstlichen Bereich sowohl Herkunft und Wohnstätte als auch Beruf und besondere Eigenschaften eines Menschen bezeichnen können, sind häufig Familiennamen entstanden. Aus »dem schwarzen Johann« und »Johann dem Schwarzen« werden »Johann Schwarzer« und »Hänschen Schwarz«. Oft aber bleiben die Beinamen – so wie es bei den fürstlichen Familien der Fall ist – mehr oder weniger zufällige und ganz individuelle Übernamen, Zusatznamen, Rufnamen, Ehrennamen, nicht zuletzt auch Spitz- und Spottnamen. Bei den Römern trat zu den Vornamen, den Geschlechts- und Familiennamen mitunter der persönliche Beiname, das *cognomen ex virtute*: Publius Cornelius Scipio zum Beispiel führte nach seinem afrikanischen Sieg über Hannibal das Cognomen »Africanus«, während später der degenerierte Kaiser

Gaius Iulius Caesar »Caligula« (»das Stiefelchen«) zwar nicht ehrenvoll, so doch viel harmloser benannt war, als es seinem tückischen Wesen angemessen scheint.

Im 7. Jahrhundert, als längst Germanen in die römischen Stiefelstapfen getreten waren, begegnen wir in den spärlichen Quellen einem – wahrscheinlich metfreudigen – Westgoten namens Petrus »Wamba« (»der Bauch«, »die Wampe«), und immer häufiger beobachten wir dann in den folgenden Jahrhunderten das Phänomen des fürstlichen Beinamens, um den es uns in diesem Buch geht. Lange bevor – etwa im 14. Jahrhundert – Familiennamen in größerem Umfang neben den Rufnamen treten, blüht der Trieb, Beinamen zu bilden: Bedürfnis der Unterscheidung, der besseren Identifizierung, der Spottlust, der Reverenz, der Diffamierung. Körperliche Eigenheiten (»der Höckrige«), charakterliche Merkmale (»der Kühne«), intellektuelle Fähigkeiten oder Mängel (»der Weise«, »der Einfältige«) müssen ebenso zur Beinamengebung herhalten wie bestimmte auffallende Gepflogenheiten (»Jasomirgott«), hervorstechende Taten oder Untaten (»der Eroberer«, »Blutaxt«), markante Episoden aus dem Leben des Beinamenträgers (»mit dem Pfeil«, »der Gebissene«) und politische oder wirtschaftliche Konstellationen, denen ein Fürst ausgeliefert ist (»ohne Land«, »mit der leeren Tasche«): eine bunte Palette.

Weniger originell natürlich sind äußerlich ordnende Zusatzbenennungen wie »der Jüngere«, »der Ältere«, »der Bayer«, »der Brandenburger«. Sie sollen in unserer Darstellung als unergiebig ebenso außer Betracht bleiben wie die keineswegs seltenen Beinamen bei mittelalterlichen Kirchenmännern (Beda der Ehrwürdige) und Poeten (Heinrich der Glichezaere, »der Gleisner«) und die häufig genug ohnehin fragwürdige Benennung »der Große«. Schließlich wollen wir hier nicht die so heikle historische Größe abwägen. Auch Zusatznamen à la »Sonnenkönig« (den man Ludwig dem Vierzehnten gegeben hat, als er einst eigenfüßig in einem Ballett »Roi soleil« auftrat) und »Marschall Vorwärts« (wie man den alten Haudegen Blücher nannte) bleiben hier ausgeklammert. Sie werden ja alternativ gebraucht, gehören also nicht unmittelbar zum Namen.

Wir müssen noch einmal philologisch werden: Die Beinamen sind – das haben die vielen angeführten Beispiele schon verdeutlicht – von unterschiedlicher Struktur. Sie entstehen

als präpositionelle Beifügungen – zum Beispiel Konrad an der Bach – und präsentieren sich als Appositionen ohne Artikel (Konrad Bacher) oder mit Artikel (Konrad der Bacher, Konrad der Bachmann). Während das ohne Artikel angefügte Eigenschaftswort hinter dem Rufnamen am deutlichsten den Weg zum Familiennamen weist, ist es vor allem die Apposition mit Artikel, die uns als fürstlicher Beiname entgegentritt. Lediglich im Bereich der nordischen Geschichte erscheint ebenso häufig die knappere, balladesk wirkende Zusatzbenennung ohne Artikel: Harald »Schönhaar«, Eirik »Blutaxt«, Sven »Gabelbart«, Waldemar »Atterdag«, Harald »Blauzahn«, Sigurd »Jorsalfarer« und so weiter.

Sigurd Jorsalfarer (Jórsalafari) ist das Stichwort für einen kleinen Exkurs: Einige Beinamen bleiben allein durch ihr Vorkommen in literarischen Werken, in Titeln, quasi abstrakt geläufig. Dem Musikfreund zum Beispiel ist der Name Sigurd Jorsalfarer als Titel einer Tondichtung von Edvard Grieg vertraut. Wer aber weiß, daß dieser Sigurd ein norwegischer König des 12. Jahrhunderts gewesen ist, dem man nach einem Kreuzzug den Beinamen »Jerusalemfahrer« (Jorsalfarer) gegeben hat?

Der Ehrgeiz, quasi lexikalisch bei einer möglichst großen Anzahl fürstlicher Beinamen die exakte Entstehungsgeschichte zu verfolgen und schließlich den jeweiligen Chronisten quellenkriminalistisch dingfest zu machen, der als erster den Beinamen nennt oder seine Geburt beschreibt – der Ehrgeiz liegt uns fern; fern besonders im Interesse des Lesers, mit dem wir nicht ein historisch-philologisches Privatissimum durchexerzieren wollen. Wie könnte man auch das hundertfache Versäumnis der Geschichtsschreiber, die uns selbst die abstrusen Beinamen unkommentiert vorsetzen, in *einem* Buch kompensieren? Eine eigene *Bibliotheca agnominum* mit verzweigten und detaillierten Forschungsberichten müßte als Ergebnis eines solchen Ehrgeizes wie ein Hefteteig anschwellen. Wir machen es uns und dem Leser bequemer, indem wir die sehr gelehrten Dinge im Interesse der unterhaltameren zurückdrängen, indem wir das Histörchen gegenüber der Historie immer dort privilegieren, wo es sich freundlich anbietet. »Wenige Fürstenbeinamen«, so schreibt der Historiker Sigmund Riezler, »blieben übrig, wollte man alle verwerfen, die sich nicht bei Zeitgenossen nachweisen lassen« – das heißt, auch die Zunft gebraucht Beinamen,

die oft erst Jahrzehnte, ja sogar Jahrhunderte nach dem Tod des betreffenden Fürsten üblich geworden sind. Wir haben das Kolportieren der Cognomina von Buch zu Buch ja schon erwähnt.

Immerhin können wir auf den folgenden Seiten auch eine kleine Galerie von Beinamen präsentieren und kommentieren, die eindeutig »zeitgenössisch« sind, die auch der *strenge* Mediävist ohne innere Skrupel beglaubigt und verwendet. Die anderen aber, die erst postum zu ihrer Apposition gekommen sind, stehen unserem Herzen nicht weniger nahe. Sie verlocken sogar im besonderen Maße, wenn der Beiname Kristallisation einer ergiebigen Story ist. Denn es soll ja kein Buch für Historische Seminare sein, was wir hier vorlegen; weniger ein Geschichtsbuch als ein Buch mit Geschichten, die manchmal nur ungefähr wahr sind.

Daß die Historiker seit Ranke zum Verzicht auf solche farbigen Geschichten und zur Askese verpflichtet sind – das gerade macht ja ihren Beruf so undankbar. Phantasievolle oder ideologisch befangene Geschichtsschreiber freilich kompensieren diesen Verzicht durch die Entwicklung kühner Theorien und Geschichtsumdeutungen – ein Umstand, den wir hier als Alibi benutzen wollen, wenn wir bei der Erklärung eines Beinamens die hübsche Variante vor der bläßlichen favorisieren; wenn wir uns zum Unterhaltungswert der Geschichte bekennen.

Uns geht es also vor allem darum, ein bißchen hinter einige besonders originelle und besonders gängige Beinamen zu leuchten, uns die Fürsten anzuschauen, denen man diesen Stempel aufgedrückt hat. Was für ein Kerl steckt dahinter? Was für ein Schicksal spiegelt sich in diesem Beinamen? Wie fies war Albrecht der Unartige, wie enthaltsam Alfons der Keusche, wie phlegmatisch Otto der Faule? Und hat Heinrich der Vogler wahrhaftig Vögeln nachgestellt?

Es liegt uns mithin keineswegs daran, Beinamen grundsätzlich zu zerpfücken und forciert nachzuweisen, wie oft sie unberechtigt sind. Im Gegenteil, wir freuen uns, wenn uns hier und da eine Vita entgegentritt, deren Essenz den Beinamen bestätigt: Wir erweisen mit Vergnügen unsere Reverenz dem *Impetus anecdoticus*, dem kräftigen Funken Poesie in der Geschichte, dem wir die Beinamen verdanken. Kein besserer Anwalt dafür als Theodor Fontane: In seinem Gedicht ›Nordische Königsnamen‹ setzt er sich mit den

»hochgelahrten« Puristen auseinander, die die Beinamen in Acht und Bann tun wollen:

... So die Hochgelahrten, die Weisen und Alten.
Ich kann es für so schlimm nicht halten,
Geschicht' und Dichtkunst sind zweierlei Zünfte,
Mir gefällt nicht der »Erste«, der »Dritte«, der »Fünfte«,
Zahlen und wieder Zahlen bloß,
Scheinen mir tot und charakterlos.
Ragnar Pechhos' und Iwan Klaftergriff,
Haben schon andern Schneid und Schloff.
Harald Blauzahn und Rolf Krake der Zwerg,
Helfen schon anders über den Berg,
Swend Gabel- und Hakon Borkenbart,
Das sind Namen nach meiner Art ...

Wir haben einige hundert Beinamen zusammengetragen, Friedriche, Heinriche, Johans und Karls in stattlicher Zahl; Franken und Deutsche zumeist, denn vor allem in Mitteleuropa – von den Karolingern bis zu den Wittelsbachern, Wettinern und Hohenzollern – strotzen die genealogischen Tafeln nur so von Beinamen. Aber auch in die Runde geht der Blick, nach England, nach Polen und Rußland, nach Spanien und natürlich nach dem Norden. Das frühe und hohe Mittelalter ist die »klassische« Zeit der Beinamen, doch sind auch spätere Jahrhunderte noch »fündig«. Erst im 19. Jahrhundert verliert sich die Beinamentradition fast ganz.

In unserer Zeit greift die politische Polemik hier und da auf sie zurück: So ist der erste Weimarer Reichspräsident Friedrich Ebert – reaktionär, aber witzig – als »Friedrich der Vorläufige« bespöttelt worden.

Nur eine Auswahl von rund achtzig Beinamenfürsten, ein kleiner Teil der Garde, die im Anhang zu einer Art Beinamenbrevier zusammengefaßt ist, kann einzeln im Text vorgeführt und halbwegs eingehend beschrieben werden. Es sind nicht immer nur die prominenten Herren, es sind auch ein paar Landgrafen, also regionale Größen, unter den Beinamenträgern, die wir behandeln; nicht zuletzt drei fürstliche Damen. Doch über »Schall und Rauch« erheben sich Gestalten auch aus der zweiten historischen Reihe: Ihre Beinamen haben ihnen »einen Namen gemacht«.

Schwertzeit, Beilzeit
Harald Schönhaar und Eirik Blutaxt

Brüder kämpfen
Und bringen sich Tod,
Brüdersöhne brechen die Sippe;
Arg ist die Welt,
Ehbruch furchtbar,
Schwertzeit, Beilzeit ...

So kündigt die altgermanische ›Föluspá‹-Dichtung: Ja, es war eine turbulente Zeit im vorchristlichen Norwegen. Die Skalden stabreimten die düstere Mär von kollernden Köpfen, berstenden Bäuchen, blutigen Beilen und schwitzenden Schwertern. Spitze Speere schlitzten schlafende Schotten, und wilde Wikinger windeten westwärts zu ruhmreichen Raubzügen. Thor thronte und tobte, und die Nornen normierten das Schicksal redlicher Recken: Schwertzeit, Beilzeit. Ein zivilisatorisches Modell bot Norwegen damals kaum.

Ein Heros vor anderen Beilzeithelden war es, von dem die Skalden – darunter einer mit dem lustigen Beinamen »Grützen-Halli« – deklamierten: König Harald Schönhaar, Ururenkel Halvdan Weißbeins, Urenkel Halvdans des Freigebigen, Enkel Gudrod Jagdkönigs und Sohn Halvdans des Schwarzen. Haralds Großmutter Asa hatte ihren Gatten, den »Jagdkönig«, dem Gesetz der Sippe folgend, ermorden lassen, weil der ihren Vater Harald Rotlipp auf dem Gewissen hatte: Als nämlich Gudrod Harald Rotlippo Tochter raubte, wurde der widerstrebende Brautvater kurzerhand für Walhall, das jenseitige Asyl der Helden, bestimmt ... Und Harald Schönhaars Vater Halvdan der Schwarze (»mit dem schwarzen Haar«) wiederum scheint seinen Bruder Olav den todbringenden Nornen aufgedrängt zu haben. Der Sproß dieser bemerkenswerten Sippe, Harald der Erste Schönhaar, war fast noch ein Kind, ein – wir können's nicht lassen – knospender Knabe, als er um 860 das väterliche Erbe antrat. Ungewöhnlich und ungermanisch früh aber wurde Jung Harald vom Verlangen gepackt, und so warb er stür-

misch um Gyda, die schöne Tochter des Nachbarkönigs Eirik von Hardangen. Die Skalden berichten, daß die stolze Prinzessin Haralds Werbern solchermaßen Bescheid getan habe: »Herrn Haralds Herrin kann ich erst werden, wenn zum Herrn des ganzen Nordlands, wenn zum allseits gekürten König er sich gemacht.«

Diese Antwort ist, glauben wir den Skalden, der Impuls für die erste Einigung des beilzeitlichen Norwegens gewesen: Harald gelobte bei Thor und Odin, nicht eher zum Barbier zu gehen, als bis ihm das ganze Norwegen untertan sei. Mit seinen Haaren wuchs fortan seine Macht, er unterwarf Gau um Gau, und mit malerisch flatternden Locken segelte er schließlich in die entscheidende Seeschlacht im Hafrsfjord. Die feindlichen Wikinger, die ihn bis dahin als Harald »Strubbelkopf« verspottet hatten, mußten – soweit nicht zu den Göttern versammelt – ihr Urteil über Haralds Mähne revidieren: Harald »Schönhaar« (Hárfagri) nannten auch sie nach dem Gefecht den König, der sich mit diesem Sieg zum Alleinherrscher des Nordens aufgeschwungen hatte. Die Bedingung der Prinzessin war erfüllt. Harald trat mit Gyda vor den Standesbeamten seines Things, und die Göttin Freya (in deren Ressort Liebe und Ehe fielen) lächelte huldvoll durch die nordisch-graue Wolkendecke.

Aber sie lächelte nicht lange. Sollte nämlich das jahrelange Ringen um Norwegens Unterwerfung tatsächlich allein dem Jawort der hochmütigen Prinzessin gegolten haben, so hätte sich der Aufwand für Harald kaum gelohnt: Gyda blieb nur eine Episode im prallen Liebesleben des lendenstarken Königs, dessen männliche Schönheit – zweifellos durch sein Schönhaar entscheidend betont – in den folgenden Jahrzehnten Dutzende von Mädchen und Frauen auf sein Bärenfelllager lockte. Zeitweilig hat er sogar einen Harem orientalischen Zuschnitts unterhalten, in dem als Lieblingsfrauen das schöne Lappenmädchen Snofrid und die jütländische Prinzessin Ragnhild residierten. Snofrid allein gebar ihm – vorzüglich geschätzt – vier oder fünf Söhne, und als ihn die große Liebe zu Ragnhild überwältigte, reduzierte er ihr zuliebe seinen Harem: Neun Frauen, zweifellos allesamt auch Mütter seiner Kinder, wurden verstoßen. Harald Schönhaars Liebes- und Zeugungsintensität ist freilich kein Indiz dafür, daß in Norwegen nun »Winterstürme dem Wonnemond«, daß die Beilzeit einer Lustzeit gewichen sei. Weiterhin wi-

kingten stramme Streiter, Haralds Flotte reihte Eroberung an Eroberung, und innenpolitische Rangeleien waren an der Tagesordnung. Ob es die unter seiner Herrschaft einsetzende Auswanderungswelle gewesen ist, was den König so vaterschaftsfreudig machte?

Aber es waren nicht Haralds Gegner, auch nicht die Flut der Emigranten, die den von ihm geschaffenen Einheitsstaat zu Fall brachten: Haralds Lenden bargen den Keim der Zersetzung. Sein Erfolg bei Frauen, seine Schönheit, letztlich also sein Schönhaar bewirkten paradoxerweise den Zerfall des Reiches: »Als König Harald Schönhaar fünfzig Jahre alt war«, erzählt Snorri Sturluson, »waren viele seiner Söhne erwachsen ... Viele von ihnen hausten sehr gewalttätig im Lande und waren selbst uneins.« Etwa anderthalb Dutzend Prinzen, überreiche Ernte des königlichen Liebeslebens, hatten legitimen Anspruch auf königliche Erbschaft, und als Harald Schönhaar im Jahre 933 – hoch in den Achtzigern – von den Nornen abberufen wurde, gab es in Norwegen nicht mehr *einen* König, sondern eine Inflation von Königen. Kann es eine zwingendere Schlußfolgerung geben als die Feststellung, daß König Haralds Schönhaar – die blond-flatternde Mähne des Jünglings wie das schulterlange Weißhaar des immer noch aktiven Greises – Norwegens Schicksal im Guten wie im Bösen gewesen ist?

Was half es, daß Haralds Lieblingserbe Eirik, ein Sohn der Ragnhild und seit 930 Mitregent des Vaters, die Schar der Prinzen, Prätendenten, Brüder und Halbbrüder mit seiner Streitaxt nach Kräften lichtete? Es gelang Eirik lediglich, einige der brüderlichen Schädel zu spalten, und sein so gewonnener Beiname »Blutaxt« spiegelt bei allem verdienten Ruhm doch nur einen ungenügenden Teilerfolg. Ausgerechnet der jüngste Prinz Hakon, von Harald im hohen Alter mit der »Königsmagd« Thora gezeugt, machte dem Axtschwinger Eirik das väterliche Erbe mit Nachdruck und Erfolg streitig. Auch er, obwohl in England und christlich erzogen, konnte mit Beilen und Schwertern umgehen, und die biblische Geschichte von Kain und Abel scheint ihn entweder nicht oder sinnwidrig beeindruckt zu haben: Auf einer Heerfahrt im Jahre 954, im Kampf gegen die Hakonsche Partei, traf Eirik Blutaxt selbst der Fluch der bösen Axt.

Schwertzeit, Beilzeit. Aus Walhall blickte König Harald herunter und schüttelte sein schönes Haar.

Hammer und Michel
Karl Martell (der Hammer)

»Du bist mein Hammer, meine Kriegswaffe; durch dich zerschmetterte ich die Heiden und zerstöre die Königreiche; durch dich zerschmetterte ich Rosse und Reiter und zerschmetterte Wagen und Fuhrmänner ... Männer und Weiber« – so tönt es bei Jeremias in der Bibel. »Einem Hammer gleich«, so echot es in der älteren deutschen Geschichtsschreibung, »zermalmte Karl die andringenden Muselmänner«, mit »wuchtigen Schlägen schmetterte er die Reichsfeinde nieder«, und er erwies sich so – dies nun nach Felix Dahn – als ein »wundersamer Mann«, der zwar »nur durch Taten zu uns spricht, aber durch weltgeschichtliche, durch Heldentaten«.

Männer seines Schlages, ganze »Kerle« oder »Karle« wie Karl Martell, sind von deutschen Kathedern herab lange mit gehobener Stimme behandelt worden, und selbst dem Absolventen einer wilhelminischen Realschule durfte man zutrauen, daß er den ersten großen Karolinger bei einer völkisch-historischen Stammtischdebatte parat hatte: Herrscher, die wie Hämmer sind, hatten damals noch Konjunktur.

Obwohl nun Karl Martell, der »Hausmeier« und De-facto-König des fränkischen Reiches von 714 bis 741, der Großvater Karls des Großen und Vater Pippins des Kleinen, keineswegs schon als eine Gestalt der *deutschen* Historie gelten kann, erscheint sein Name mit dem klangvollen Beinamen doch in nahezu jeder altväterischen ›Deutschen Geschichte‹ als erster kräftiger Akkord des Vorspiels zur Geschichte des Reiches. »Wenn Gallien und Germanien nicht der ertötenden Umarmung des Islam erlag«, rühmt Germanen-Vater Dahn, »so ist das dem Manne zu danken, der ›Karl der Hammer‹ heißt, aber ›Karl der Retter‹ heißen dürfte.« Daß also Gallier wie Germanen links und rechts des Rheins bis heute – ohne Rücksicht auf den muselmanischen Allah – Schweinefleisch konsumieren durften, das danken sie, das danken wir alle dem Hammer, der im Jahre 732 die von Spanien herandrängenden Araber bei Poitiers »zer-

schmetterte«. »375 000 lagen erschlagen auf der Walstatt«, so liest man in älteren Geschichtsbüchern – eine Zahl, die selbst Felix Dahn bezweifelt und von der man getrost zwei Nullen abstreichen kann: Die Schlacht von Poitiers südlich der Loire ist nämlich keine gigantische Völkerschlacht, sondern lediglich ein Gefecht gewesen, von dem sich die Araber entmutigt zurückgezogen haben. Die weltgeschichtliche Zermalmung fand nicht statt. Daß freilich Poitiers dem Hausmeier Karl und seinem Frankenheer viel Ehre macht und daß die christliche Welt Grund hatte, die Entschiedenheit seines Eingreifens, die Wucht seiner militärischen Attacken mit Hammerschlägen zu vergleichen, wird bis heute nicht bestritten. Zu putzen sind eben nur die allzu abendländisch geschliffenen Chronistenbrillen.

An zwingenden Anlässen, Schläge auszuteilen, hat es dem von einem »Kebseweb« geborenen Sohn Pippins des Mittleren von klein auf nicht gemangelt: Durch seinen Vater von der Nachfolge ausgeschlossen und von seiner märchenhaft bösen Stiefmutter als Jüngling zu Köln in Haft gehalten, ist Karl gezwungen, zunächst im engeren Familienkreis um sich zu schlagen. Mithin gleichsam im »inflight« trainiert, macht er sich später daran, zahlreiche Lokalgrößen des Frankenreichs und nicht zuletzt die nominell noch immer regierende Merowingersippe zu bändigen. Und schließlich zielen Karls Schläge nach außen, sie treffen Sachsen, Bayern, Friesen – und wo sich's, angesichts der prekären Verkehrsverhältnisse, nicht zügig genug treffen läßt, da sekundieren seinem gewandten Arm die zungengewandten Missionare, unter ihnen der berühmte Eichenfäller Bonifatius.

Das kraftvolle Zusammenschweißen des französisch-westdeutschen, des fränkischen Reiches, erst in zweiter Linie die später in biblisch-abendländischer Vision überschätzte Schlacht von Poitiers, mehr die Niederwerfung der getauften Konkurrenten als die Bewältigung der ungetauften Muselmanen, hat schon die staunenden Chronisten des 9. Jahrhunderts veranlaßt, Karl die Beinamen »Martellus« oder »Tudites« zu verleihen. *Martiolus* ist der »kleine Hammer«, *tudere* oder *tundere* bedeuten »stoßen, zerstampfen«. Felix Dahn folgend aber dürfen wir uns bedenkenlos von diesen zwar eingebürgerten, doch undeutschen Benennungen lösen und aus der Existenz zweier lateinisch-romanischer Versionen des Beinamens (Martell und Tudites) philologisch folgern,

daß beide Formen nur die Übersetzung der »ursprünglich natürlich deutsch« gegebenen Beinamenfassung »der Hammer« sind. Nicht auszuschließen, daß es so gewesen ist.

Dem nächsten Kapitel bereiten wir schon den Boden, wenn wir noch auf Karls des Hammers außerkriegerische, offenbar nicht minder drängende Kraft zu sprechen kommen: Der 689 geborene Karl heiratete wahrscheinlich bereits im Jahre 706, also etwa siebzehnjährig. Jedenfalls wird sein Ältester, Karlmann, bereits um 707 geboren. Den späteren Erben des mit Hammerschlägen geschmiedeten Frankenreiches der Karolinger, Klein Pippin, zeugt Karl der Hammer freilich erst als Mitzwanziger mit einem Weibe, das – wahrscheinlich – Chrotrud geheißen hat. Man sieht, die Quellen zum Privatleben des starken Mannes fließen dürftig. Sie lassen jedoch immerhin erkennen, daß Karls des Großen Großmutter nicht an der Seite des Großvaters ergraut ist. Karl der Hammer ist nie lange ledig geblieben.

Zusammenfassend läßt sich – wenn auch nicht ganz ohne Retuschen – das glitzernde Lesebuchbild eines Recken bestätigen, der nach herzhaftem Geschmack »nicht Amboß, sondern Hammer« war; ein Hammer, in dessen Besitz wir Deutschen uns freilich mit den Franzosen für alle Zeiten teilen müssen. Gallier oder Kölner – dem Ruhm des Hammers Karl jedenfalls kann man auch für das zweite Jahrtausend seiner Geschichtsbuchexistenz mehr Bestand prophezeien als der – schon immer äußerst gemischten – Wertschätzung, die sein sowjetischer Beinamensbruder Wjatscheslaw M. Skrjabin, genannt »Molotow« (der Hammer), im westlichen wie im östlichen Abendland genießt.